

Ratgeber und Helfer, vor allem aber Beter, der aus der eigenen Erfahrung etwas vom abenteuerlichen Leben des Gebetes vermitteln kann. Es müßte die besondere Sorge der Bischöfe sein, nur solche Priester zu diesem Dienst zu bestellen, die bereits bewiesen haben, wie sie unermüdlich weder sich noch irgendein Humanum, sondern den Glauben der Kirche erwecken.

Die Antwort auf diesen die Gemeinde überflutenden Humanismus eines verkürzten Glaubens ist also nicht die Antidemokratie oder die gelenkte Demokratie oder eine andere trickreiche Organisationsform, in der man durch großzügige Bereitstellung von »Mitteln« alles wieder in den Griff bekommen will, sondern die Antwort ist die Zelle des Glaubens, die nicht ohne Gebet und Fasten bestanden werden kann. Sie muß zwei große Gefahren erkennen, einmal die Esoterik, die zur Blindheit und damit zu einer neuen Form der Selbstbestätigung führt, dann aber auch die Gefahr der Verharmlosung, die die großen und schneidenden Gegensätze unserer Zeit nicht mehr sehen will. Diesen Gefahren kann man nur durch die Bereitschaft trotzen, täglich in jenen Läuterungsprozeß einzugehen, den die Kirche in Gebet und Askese vor Augen stellt. Daran zeigt sich, daß die Zelle nicht vom Aufgebot der Zahlen lebt und leben kann, nicht von Berechenbarkeiten, auch nicht von den sattsam bekannten Erfolgsvorstellungen in der Kirche. Sie lebt aus einer anderen Glut, aus dem Wissen, daß Zahlen nur der Arithmetik Gottes entspringen und dann zur Beglückung werden. Wir können nur helfen, graben, beten, bezeugen.

Vom »Sofortprogramm« zum Frühwarnsystem – Kirche und Publizistik im Jahrzehnt nach der deutschen Synode

Von *Otto B. Roegele*

Kaum ein anderes Gebiet des heutigen Gesellschaftslebens verändert sich so rasch wie das der Massenmedien. Daran hat vor allem die Technik bedeutenden Anteil, die ihre neuen Möglichkeiten in kürzer werdenden Abständen anbietet und damit nicht nur den Käufer von Geräten, sondern auch die Politiker und nicht zuletzt die Verantwortlichen der Kirche immer öfter vor die Qual der Wahl stellt.

Da ist es vielleicht nicht unnütz, häufiger als früher Rückschau zu halten und das Stück Weges zu bedenken, das gerade bewältigt wurde. Daß Fehler und Irrtümer vorkommen, ist auf dieser Welt unvermeidlich; aber falls man aus ihnen zu lernen bereit ist, können sie zu wertvollen Quellen besseren Verständnisses und erfolgreicherem Handelns werden. Wo Fortschritte zu verzeichnen sind, sollten sie nicht verschwiegen oder verkleinert werden. Auch in der Kirche gibt es ein Recht auf Anerkennung für das Geleistete, und an der Bereitschaft zum Danken sollten Christen es nicht fehlen lassen, sie ist noch wichtiger als die Bereitschaft zu Kritik und Selbstkritik.

Am 4. Januar 1971 begannen die Beratungen der Sachkommission VI der Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland über ein Dokument, das später den Titel »Kirche und gesellschaftliche Kommunikation« erhielt. Und am 11. Mai 1972 verkün-

dete Dr. Georg Moser, damals Weihbischof in Rottenburg, namens der Publizistischen Kommission der Deutschen Bischofskonferenz im Würzburger Dom ein »Sofortprogramm« zur Förderung der publizistischen Arbeit der Kirche.

Man kann wohl sagen, daß mit dieser – nahezu improvisierten, wenn auch auf gründlichen Vorüberlegungen aufbauenden – Erklärung ein neuer Abschnitt der kirchlichen Medienarbeit in Deutschland begonnen hat, wohingegen der Synodenkommission VI ein langer und dornenreicher Weg beschieden war, an dessen Ende sich nur bestätigte, was sich schon vor Beginn der Synode hatte erkennen lassen: Die Verantwortlichen dieses in der neueren Kirchengeschichte erstmaligen Unternehmens interessierten sich zwar stark für theologische, insbesondere ekklesiologische und pastorale Fragen und räumten diesen entsprechend gute Stellen auf der Prioritätenliste ein; sie empfanden aber gegenüber den Themen der Publizistik eher Unbehagen und ließen sich nur mit Mühe überzeugen, daß diese nicht ganz zu umgehen waren. Sie verkoppelten dann die Fragen der Publizistik mit denen der Bildung und riefen dabei eine kaum arbeitsfähige Kommission ins Leben, die erst nach viereinhalb Jahren voller Rückschläge und Entmutigungen zu einem – übrigens recht guten – Ende kam, wofür sie dadurch bestraft wurde, daß ihr Abschlußdokument kräftig zensiert und zum »Arbeitspapier« herabgestuft wurde.

Aber wie sah es mit dem »Sofortprogramm« aus?

Seine Verkündigung geschah in einem dramatischen Augenblick am seither so genannten »Publik«-Tag der Synode, dem 11. Mai 1972. Diese Debatte im Plenum war durch einen Kompromiß zustande gekommen: Eine Gruppe von 87 Synodalen hatte zunächst eine Sondersitzung verlangt, in der über das Ende von »Publik« debattiert, die »Schuldigen« ermittelt und die Wiedegründung beschlossen werden sollte. Andere Synodenmitglieder hatten sich diesem Antrag widersetzt. Schließlich wurde ausgehandelt, daß die reguläre Frühjahrssitzung 1972 um einen Tag verlängert und dadurch eine Debatte über die Situation nach dem Ende von »Publik« ermöglicht werden sollte.

Für diesen Tag wurden mehrere Dokumentationen – rund tausend Seiten – über Vorbereitung, Verlauf und Scheitern des Experiments »Publik« vorgelegt, zwei Gutachten wurden erstattet, kaum eine Einzelheit blieb unerwähnt. Mit Recht konnte ein Debattenredner (Franz Kamphaus) erklären, »Publik« liege vor den Augen der Synodalen »in einem gläsernen Sarg«. Man muß zugeben, daß er mit diesem so makabren wie romantischen Bild nicht nur die Sache, sondern auch die Stimmung der meisten Anwesenden in der Aula recht genau traf.

Die Debatte förderte sehr kontroverse Meinungen zutage; sie ließ erkennen, daß es den Bischöfen vor allem darauf ankam, dem Vorwurf zu begegnen, sie hätten »Publik« fallengelassen, weil sie dessen redaktionelle Linie mißbilligten, und sie machte deutlich, daß die Gruppe der 87 auf keine andere Weise zufriedengestellt werden konnte als durch schlichte Wiederingangsetzung des Versuches, diesmal freilich mit der Garantie der uneingeschränkten Dauer. Die Versammlung war in hohem Grade emotionalisiert. Rationale Argumente wurden kaum gehört. Längst geklärte Tatsachenirrtümer wurden endlos wiederholt. Die Stimmung war gekennzeichnet durch Erbitterung, Anklage und Gegenklage.

Man muß sich diese Situation vergegenwärtigen, um heute verstehen zu können, in welche unglückliche Konstellation der Gefühle damals das »Sofortprogramm« hineingesprochen wurde. Den Anhängern eines neuen »Publik« erschien das Versprechen der

Bischöfe als ein schwächlicher Versuch, von der Hauptsache abzulenken. Den Synodalen, die sich auftragsgemäß mit einem Dokument über Kirche und gesellschaftliche Kommunikation abquälten, kam es als irritierende Vorwegnahme von Ergebnissen vor, die sie erst noch erarbeiten und begründen sollten. Den Befürwortern eines »Gesamtkonzeptes kirchlicher Publizistik«, die von der Vision eines großen systematischen Entwurfs kirchlicher Medienarbeit fasziniert waren, war das Sofortprogramm zu wenig, zu kleinkariert, zu hausbacken.

Dabei hatte jeder, der zu hören willens war, feststellen können, daß die Bischöfe die Geringschätzung der Synode für das Feld der Publizistik ausdrücklich nicht teilten, sondern sich in sehr eindeutiger Weise darin zu engagieren bereit waren. Bischof Moser sprach davon, die Bischöfe seien »sich nach wie vor ihrer Verantwortung in publizistischer Hinsicht bewußt«; sie betrachteten daher das »Publik-Ende nicht im entferntesten als eine Ablösung oder als eine Dispens von dieser Verpflichtung«. Sie seien aufrichtig bereit, »das Mögliche zu realisieren«, nicht »um einen wortreichen, bunten Blumentepich über das verblichene Publik auszubreiten«, sondern um »konkrete, die Situation verändernde und bessernde Schritte« (Protokoll der Synode, 11. Mai 1972) zu tun.

Dieses seinerzeit mit Skepsis und Vorbehalten aufgenommene Sofortprogramm – was ist aus ihm geworden?

1. Der erste seiner sechs Punkte bezieht sich auf die Deutsche Bischofskonferenz selbst. Er sieht die Errichtung eines Referates für Publizistik im Sekretariat der Konferenz und eine »wirksame Koordinierung der kirchlichen Hauptstellen« vor. Er erwähnt außerdem, wenn auch nicht als konkrete Absicht, sondern als »Plan«, »die Stelle eines ständigen Sprechers der Deutschen Bischofskonferenz« und ein »ständiges Gesprächsforum mit den vielen am publizistischen Reformgespräch Beteiligten«.

Davon sind die beiden konkreten, auf die Institution bezogenen Absichten verwirklicht durch die Schaffung der »Zentralstelle Medien« und die Einordnung der Hauptstellen in diese. Auch ein Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit gibt es, und viele Journalisten konnten sich inzwischen seiner Aussendungen, seiner Auskünfte und seiner Unterstützung – etwa beim Papstbesuch – mehr oder weniger erfolgreich bedienen. Freilich ist das nicht dasselbe wie der im Sofortprogramm erwähnte ständige »Sprecher der Deutschen Bischofskonferenz«. Da der jetzige Vorsitzende der Konferenz selbst ein sehr klares Bewußtsein von der Öffentlichkeitsaufgabe seines Amtes besitzt und es tatkräftig ausübt, indem er sich in entscheidenden Fragen aktuell und publizistisch wirksam zu äußern pflegt, tritt im Normalfall kein Mangel in Erscheinung. Es hat jedoch auch einige Situationen gegeben, in denen er recht schmerzlich fühlbar wurde: Das Blackout, das nach den Angriffen auf den im Herbst 1980 veröffentlichten gemeinsamen Wahlhirtenbrief der deutschen Bischöfe entstand und tagelang andauerte, weil die Spitzen des Episkopats sich in Polen aufhielten und dort offenbar von allen modernen Kommunikationsmitteln abgeschnitten waren, ist jedem Journalisten, der es miterlebt hat, in schlimmer Erinnerung geblieben. Unwiederbringliche Zeit ging dabei verloren, eine Lawine der Mißdeutungen und der an sie anschließenden Vorwürfe setzte sich in Bewegung, eine Lawine, die sich nicht mehr aufhalten ließ und deren Schadenswirkung bis heute nicht beseitigt werden konnte.

2. Der zweite Punkt des Sofortprogramms visierte ein »Dokumentationszentrum« an,

»das künftig sowohl intern für die kirchlichen Gremien wie nach außen für die Abnehmer aus dem Bereich der Publizistik zur Verfügung stehen soll«.

Man muß sich in Erinnerung rufen, daß zur gleichen Zeit das Kabinett Brandt mit Minister Ehmke umfassende Pläne für gigantische Dokumentationszentren des Staates an den Horizont der Zukunft projizierte – Pläne, für die inzwischen viele Hunderte von Millionen Mark ausgegeben wurden, ohne daß über die Brauchbarkeit der dafür geschaffenen Einrichtungen viel bekannt geworden wäre. Manche Nachrichten über das »Informations- und Dokumentationsprogramm« der Bundesregierung, das übrigens noch immer mit erstaunlich hohen Summen weitergefördert wird, deuten darauf hin, daß es zwar der Sache nach längst aufgegeben wurde, aber dennoch weitergeführt wird, weil die eingerichteten Planstellen nicht einfach wegzurationalisieren sind und das Scheitern nicht öffentlich eingestanden werden soll. Der Datenschutz mag das Seinige dazu beigetragen haben, daß diese Bäume nicht in den Himmel wachsen konnten, und die Geschwindigkeit, mit der die technische Entwicklung immer neue und bessere Systeme hervorbringt, wohl auch.

Unter diesem Gesichtspunkt erscheint es eher als ein Glück, daß dieser Punkt des Sofortprogramms noch nicht weiter vorangekommen ist. Mit dem Aufbau eines Archivs für kirchliche Zeitgeschichte ist die »Kommission für Zeitgeschichte« befaßt, die sich nicht nur durch ihre soliden Quellenpublikationen und Darstellungen eine angesehene Stellung in der wissenschaftlichen Welt erringen, sondern auch durch einige inhaltsreiche Taschenbücher in die aktuelle Diskussion eingreifen konnte.

3. Was die vom »Sofortprogramm« anvisierte Förderung der »Katholischen Nachrichten-Agentur« (KNA) betrifft, so ist in den zurückliegenden Jahren einiges getan worden, um die Regionalarbeit auszubauen und die Außenredaktion in Rom leistungsfähiger zu machen. Die technischen Voraussetzungen für eine aktuelle Nachrichten-Verarbeitung und -Ausendung wurden verbessert. Auch die Stellen für Redakteure wurden vermehrt, wiewohl nicht in ausreichender Weise angesichts der wachsenden Aufgaben.

Für die Ausbildung und die Anleitung von journalistischem Nachwuchs ist die KNA eine wichtige Durchgangsstelle geworden – eine Tatsache, die natürlich zwei Seiten hat: Die relativ starke Fluktuation führt zu Schwankungen in der Qualität der Arbeit und erschwert die wünschenswerte Team-Bildung. Andererseits hätten viele Redaktionen – nicht nur der Kirchenpresse, sondern auch anderer Medien – noch größere Rekrutierungsschwierigkeiten, gäbe es nicht die KNA, die immer wieder junge Journalisten in ihre Dienste nimmt und mit den Besonderheiten kirchlicher Informationsarbeit vertraut macht. Diese »Nebenfunktion« der KNA darf nicht außer acht gelassen werden, wenn Bedürfnisse und Leistungen dieser Institution zur Debatte gestellt werden.

Trotz dieser Erweiterung von KNA kann man nicht sagen, Punkt 3 des Sofortprogramms sei heute wirklich erfüllt. Es fehlt nämlich nach wie vor an der Hauptsache: Es genügt nicht, daß die Kirche in Deutschland über eine leistungsfähige Nachrichtenagentur verfügt, sie muß auch etwas mit ihr anfangen, sie einsetzen, das Mögliche aus ihr herausholen können.

Aus zahlreichen Untersuchungen in mehreren Ländern der westlichen Welt wissen wir, daß unsere Vorstellungen vom Prozeß der Bildung dessen, was wir »öffentliche Meinung« zu nennen pflegen, revisionsbedürftig sind. Was in der Öffentlichkeit

diskutiert wird, hängt weit stärker von den *Themen* ab als von den unterschiedlichen *Meinungen*, die zu diesen Themen geäußert werden. Insofern legt der Begriff »öffentliche Meinung« eine Täuschung nahe, als es offenbar mehr auf die Gegenstände als auf das Meinen ankommt. Lange bevor Parteivorstände Beschlüsse gefaßt, Bischofskonferenzen Hirtenbriefe durch die Filter ihrer Kommissionen getrieben, Experten Gutachten erstattet haben, hat sich ein neues Thema in den Köpfen festgesetzt. Und mit dem neuen Thema dringt in der Regel auch bereits eine Vorstellung, eine Meinung, eine Bewertung, eine mit Emotionen beladene Einschätzung des Für und Wider in die Gemüter ein.

Dabei gibt es zwar Themen, die sich nicht vorhersehen lassen, die als Überraschungen eintreffen, aber auch solche, die man als sicher oder wahrscheinlich erwarten kann und bei denen man auch vorher ziemlich genau weiß, welche Diskussionen, welche Gefühlsbewegungen sie auslösen werden und in welche Richtung sich die Meinungsbildung schließlich entwickeln wird, und zwar hauptsächlich infolge der von diesen neuen Themen und Begriffen mitgebrachten oder vorgefundenen affektiven Begleit-Stimmung.

Infolgedessen gehört es zu den Hauptaufgaben einer publizistischen Strategie, die Fragen, die besonders wichtig erscheinen, sei es im Interesse des Ganzen, sei es im eigenen Interesse, gemäß den Aufmerksamkeitsregeln, die in Geltung sind und sich ermitteln lassen, in die öffentliche Erörterung einzubringen. Erst in zweiter Linie kommt es darauf an, möglichst rasch und wirksam Stellung zu nehmen zu Themen, die bereits auf der Tagesordnung stehen, so notwendig und so schwierig dies im Einzelfall auch sein mag.

Wer die öffentliche Meinung eines modernen Gemeinwesens mit freiheitlicher Kommunikationsverfassung mitgestalten will, hat dazu um so mehr und bessere Möglichkeiten, je wirkungsvoller es ihm gelingt, Ereignisse zu schaffen und so zu präsentieren, daß sie zu Nachrichten werden, die allgemeiner Aufmerksamkeit sicher sein können. Welcher Art diese Ereignisse im einzelnen sein müssen, um die gewünschte Wirkung (und möglichst wenige schädliche oder störende Nebenwirkungen) auszulösen, ist nicht festgelegt; der Phantasie ist hier viel Freiheit gelassen. Jedenfalls genügt es nicht, daß eine nützliche Verwaltungsentscheidung getroffen und den Zuständigen bekanntgegeben wird, auch nicht, daß ein objektiv wichtiges Problem im kleinen Kreis besprochen wird und dort womöglich seine Lösung findet. Was in der Regel hinzukommen muß, um die Aufmerksamkeit so auf dieses Problem zu lenken, daß es als Thema der öffentlichen Auseinandersetzung akzeptiert wird, ist ein – oft banales – äußeres Ereignis, das die Menschen auch emotional anspricht, das Namen und Tatsachen in Erinnerung bringt, mit denen sich sinnhafte Vorstellungen verbinden können. Welche entscheidende Funktion im Rahmen einer solchen »Strategie der Nachricht« und der zu ihrer Aufbereitung und Vermittlung eingerichteten Nachrichten-Agentur zukommt, braucht nicht ausführlich dargelegt zu werden. Als illustrierendes Beispiel mag der Papstbesuch in Deutschland gelten.

4. Das Sofortprogramm von 1972 nannte als nächsten Hauptpunkt die »Weiterentwicklung der Kirchenpresse« und, in Zusammenhang damit, die Förderung verlegerischer Zusammenarbeit in Werbung und Vertrieb. Im Hintergrund stand seinerzeit ein alarmierender Rückgang der Auflagen nahezu aller Bistumsblätter in der Bundesrepublik Deutschland, der, zusammen mit den rasch steigenden Produktionskosten, viele

Objekte notleidend werden ließ und manchen Verlag, der früher namhafte Summen des Gewinns für amtskirchliche Aufgaben abgeführt hatte, in einen Subventionsempfänger verwandelte.

Auch wenn man wie der langjährige Vorsitzende der »Arbeitsgemeinschaft katholische Presse«, Ferdinand Oertel, (in: »Rheinischer Merkur/Christ und Welt« vom 12. Juni 1981) eine Liste unerfüllter Hoffnungen aufstellen kann, was die seinerzeit geäußerten Pläne für eine redaktionelle und technische Zusammenarbeit und die Verlebendigung des Inhalts der Bistumsblätter angeht, so darf man doch auch feststellen, daß der bedrohliche Bezieherschwund zum Stillstand gekommen ist und die wirtschaftliche Lage der Verlage sich konsolidiert hat.

Aufs Ganze gesehen, schneidet die Bistumspresse bei einem Vergleich mit der Gesamtsituation der Pastoral nicht schlecht ab: Sie kann das Verdienst für sich buchen, daß sie weniger Bezieher verloren hat als die Gemeinde-Seelsorge sonntägliche Kirchenbesucher. Es sei daher ohne Überheblichkeit, nur als Frage für eine vielleicht aufschlußreiche Untersuchung formuliert: Woran liegt es, daß die Journalisten ihr Publikum eher festzuhalten vermochten als die Prediger?

An dieser stabilisierenden Entwicklung waren gewiß zahlreiche Faktoren beteiligt. Auf jeden Fall muß in diesem Zusammenhang die »Medien-Dienstleistungs-Gesellschaft« (MDG) genannt werden, die in den siebziger Jahren gegründet wurde, um die Bischöfe in den mit der Publizistik zusammenhängenden wirtschaftlichen Fragen zu beraten und die von ihnen beschlossenen Förderungsmaßnahmen durchzuführen und zu kontrollieren. Es war kein leichtes Beginnen; die MDG mußte sich gegen manchen Argwohn und manche eingefahrene Gewohnheit durchsetzen. Es war auch nicht von Anfang an klar, worin ihr Hauptauftrag und ihre Grenzen zu suchen seien. Von der Idee, aus ihr eine Art Holding-Gesellschaft oder Kooperative aller katholischen Verlage einschließlich der privaten Unternehmungen zu machen, mußte bald Abschied genommen werden. Was übrigblieb, ist noch sehr viel und wohl auch genug, um die wichtigsten Aufgaben zu lösen. Vielleicht läßt sich die Tätigkeit der MDG am ehesten mit der des Stabes eines Verlagskonzerns vergleichen, in dem umschriebene Aufgaben sowohl von der Konzernspitze wie von den beteiligten autonomen Firmen, aber auch von außen, gestellt, bis zur Entscheidungsreife bearbeitet und dann in gemeinsamer Anstrengung der Beteiligten und in möglichst vollständigem Konsens gelöst werden.

Die Bischöfe haben durch die MDG ein Werkzeug geschaffen, das ihnen den fachlichen Teil ihrer Verantwortung abnehmen und sie damit weitgehend entlasten kann. Was die Kirchenpresse von der MDG und durch sie bisher gewonnen hat, ist nicht allein eine wertvolle Feldstudie, die über die Bezieherschaft, ihre Bedürfnisse und ihre Gewohnheiten Aufschluß gibt und damit die redaktionelle wie die werbliche Arbeit erleichtert, sondern auch mannigfache Anregung und Hilfe zur Kooperation, sei es bei der Herstellung eines gemeinsamen »Mantels«, sei es bei redaktionellen Aufgaben, sei es beim Druck.

5. Was das »Sofortprogramm« mit dem Stichwort Förderung der publizistischen Bildungsarbeit meinte, hat seine wichtigste Realisierung in dem »Institut zur Förderung des publizistischen Nachwuchses« in München erfahren. Aus diesem Institut sind inzwischen – neben einigen Irrläufern – zahlreiche tüchtige junge Kräfte hervorgegangen, die schon jetzt das Bild der katholischen Publizistik mitbestimmen; auch die

Weiterbildung der bereits in Kommunikationsberufen Tätigen hat sich dort bereits fest etabliert. Die Mitarbeiter der neu geschaffenen und der schon älteren kirchlichen Stellen für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit sind einbezogen.

Man tut gut daran, sich zu erinnern, daß der Initiator von »Publik«, Hans Suttner, bevor er sich ganz dem Vorhaben der Wochenzeitung verschrieb, ein umfassendes Projekt ausgearbeitet hatte und unter dem Namen »Katholisches Publizistik-Institut« propagierte. Darin waren der Nachwuchspflege, der »Talentsuche«, einer Zentralstelle mit Kartei über alle einschlägig tätigen Katholiken wichtige Plätze eingeräumt. Das heute bestehende Münchner Institut hat das Mögliche aus diesem Wunschbild in die Tat umgesetzt, und der Umstand, daß die Publizistische Kommission der Deutschen Bischofskonferenz im Mai 1981 empfohlen hat, die Aufnahmekapazität und die Mittel dieses Instituts zu erweitern, spricht wohl dafür, daß auch der Episkopat seine Leistungen als zufriedenstellend anerkennt.

Das »Sofortprogramm« wollte die Bildungsangebote nicht auf die Träger von Kommunikationsberufen beschränkt wissen. »Gelegentlich«, so heißt es darin, soll auch »die Förderung von Amtsträgern,« die keine professionellen Journalisten sind, aber doch immer wieder »journalistisch aktiv werden«, stattfinden. Dieses weitausgreifende Vorhaben ist keineswegs in Vergessenheit geraten. Bemühungen, in das Studienprogramm von Theologen, die das priesterliche Amt anstreben, neben den traditionellen Kommunikationsfächern wie Rhetorik-Homiletik auch Lehrangebote aus der empirischen Kommunikationswissenschaft, aus Medienkunde und Medienpädagogik einzubringen, sind schon recht weit gediehen. Als einen Höhepunkt der »Förderung von Amtsträgern« darf man es betrachten, daß die Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz am 23. September 1980 einen ganzen Tag dem Studium von Medien-Problemen widmete und dabei einem halben Dutzend Laien, die in ihrem Fach Experten sind, ihre Aufmerksamkeit schenkte, um sich über den derzeitigen Stand der Dinge ins Bild setzen zu lassen.

Zu der Klage, daß die Bischofskonferenz Fragen der Publizistik nicht mit der Priorität behandle, die diesem Sachgebiet gebühre, ist in der Vergangenheit oft genug Anlaß gewesen; leider sind manche wichtige Entscheidungen »zwischen Tür und Angel« getroffen worden, weil die Tagesordnung sie erst an letzter oder vorletzter Stelle vorsah. Der Studientag im Herbst 1980 beweist, daß der Stellenwert der Publizistik heute wirklichkeitsgerechter eingeschätzt wird als früher.

6. Mit den genannten fünf Punkten ist abgehandelt, was das »Sofortprogramm« in Aussicht gestellt hatte. Erfreulicherweise ist es dabei nicht geblieben. Zumeist auf Empfehlung der Publizistischen Kommission, die ihrerseits auf Anregungen aus der Praxis zustande kamen, hat die Bischofskonferenz eine Reihe weiterer Aktivitäten ermöglicht, die durchaus auf der Linie des »Sofortprogramms« liegen und diese fortsetzen.

Dazu gehört der »Katholische Journalistenpreis«, der jährlich verliehen wird. Er wurde vorgeschlagen und wird verwaltet von den beiden Berufsorganisationen katholischer Publizistik, der »Arbeitsgemeinschaft katholische Presse« und der »Gesellschaft katholischer Publizisten Deutschlands«. Die Deutsche Bischofskonferenz finanziert ihn und leiht ihm ihre Autorität.

In einem weiteren Sinne ist auch der Katholische Kinderbuchpreis hier zu nennen,

ebenso die Mitwirkung kirchlicher Stellen in jenen neuen Initiativen, die der Förderung des Buches, ja der Lesekultur überhaupt, dienen. Daß die Kirche ein genuines Interesse daran hat und haben muß, das Lesen nicht aus der Mode kommen zu lassen, kann nichts heller beleuchten als ein Hinweis auf das Buch der Bücher, das den Schatz der Offenbarung für alle Zeiten unverändert aufbewahrt und dessen Übersetzung in unsere Muttersprache die Deutschen wenigstens zu einer Sprachnation hat werden lassen, wenn es ihnen schon verwehrt bleibt, bis zum heutigen Tage, eine Staatsnation zu sein.

Die Erfahrungen mit dem »Sofortprogramm«, seiner durchweg recht zügigen und erfolgreichen Ausführung, verglichen mit den strapaziösen und wenig fruchtbaren Bemühungen um ein »Gesamtkonzept kirchlicher Publizistik« lehren, daß konkrete Projekte, aus den überschaubaren Aufgabenstellungen der Gegenwart geboren und mit dem Minimum an dazu nötigem Aufwand durchgeführt, mit relativ kleinem Personalbestand und jederzeit revidierbar, der Wirklichkeit besser gerecht werden als langfristig konzipierte Generalpläne, deren Voraussetzungen ständig in Gefahr sind, von den technischen und politischen Entwicklungen überholt zu werden.

Das mag in anderen Bereichen durchaus anders sein, etwa beim Bau von Kindergärten und Schulhäusern, bei der Trassierung von Autobahnen und der Anlage von Kraftwerken (obzwar die Erfahrungen der letzten Jahre auch dort erwiesen haben, wie gründlich die zunächst als sicher eingeschätzten Voraussetzungen sich ändern können, wie schnell die Wirklichkeit solche Planungen überholen kann) – für die Welt der Massenmedien jedenfalls dürfte die Skepsis bestätigt worden sein, die zu Anfang des Jahres 1972 in dieser Zeitschrift (Franz Greiner und Otto B. Roegele: »Gesamtkonzept kirchlicher Publizistik?« 2/72, S. 177-186) ausgesprochen und begründet wurde.

Daran kann auch die Tatsache, daß inzwischen ein »Publizistischer Gesamtplan der Evangelischen Kirche in Deutschland« (Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, 1979) existiert, vorgelegt von der Kammer der EKD für publizistische Arbeit und herausgegeben im Auftrag des Rates der EKD, nichts ändern. Es handelt sich dabei nämlich in erster Linie um eine systematische Aufzählung, Begründung und Funktionsbeschreibung von bereits bestehenden Institutionen, nur in einzelnen Bereichen um Mosaiksteinchen für ein Zukunftskonzept.

Vielmehr kann daraus eine zweifache Bestätigung entnommen werden:

- für die seinerzeit im Blick auf die Forderung nach einem »Gesamtkonzept« geäußerte Feststellung, daß es »dergleichen bisher in keinem Land der Welt gibt«, und
- für die Erkenntnis, daß der kirchlichen Publizistik weniger gedient werden dürfte durch radikale Transformationen, sondern eher durch die geduldige Weiterentwicklung des Bestehenden für absehbare Aufgaben von heute und morgen, durch pragmatische Konzepte wie das »Sofortprogramm« und durch dessen flexible Fortschreibung.

Dabei wäre es wahrscheinlich hilfreich, nähme man sich Intervalle von etwa drei bis fünf Jahren vor, nach denen die Überprüfung des Geschehenen und Überlegungen zur Fortschreibung oder Zurücknahme fällig würden, auch wenn es keinen akuten Anlaß dazu gibt.

Die hier versuchte Schilderung dessen, was in dem Jahrzehnt seit der deutschen Synode geschehen ist, würde gründlich mißverstanden werden, wenn sie als eine bloße Aufzählung von Erfolgen erschiene. In der Tat bestehen erhebliche Defizite, so etwa bei der Ausschöpfung der Pflichten und Rechte, die durch die Mitwirkung von Repräsen-

tanten des katholischen Volksteils in den Aufsichtsgremien der Rundfunkanstalten gegeben sind. Diese und andere Mängel unserer Teilnahme am demokratischen Vollzug sind gewiß sehr wichtig, gehören aber in einen anderen Zusammenhang und können hier nicht näher behandelt werden.

Eine in den letzten Jahren merkwürdigerweise eher zu- als abnehmende Erscheinung kann mit dem Begriff »katholischer Provinzialismus« bezeichnet werden. Unsere eigenen Probleme erscheinen uns oft riesig, während wirklich große Fragen gar nicht ins Blickfeld treten. Über das unerfüllte Begehren nach »Interkommunion« mit evangelischen Christen regt man sich heftig auf, während man von der Anwesenheit einiger Hunderttausend griechisch-orthodoxer Christen in unserem Lande – und den daraus sich ergebenden Notwendigkeiten – kaum Notiz nimmt. Unsere »ökumenische Perspektive«, durch die wir anderen Völkern überlegen zu sein meinen, leidet u. a. an der Verkürzung, die durch den Verzicht auf eine eingehende Beschäftigung mit den orientalischen Kirchen verursacht wird.

Um diesen Provinzialismus zu überwinden, sollte die Kenntnis fremder Kulturen, Länder und Sprachen entschieden gefördert werden. (Übrigens macht nichts einen Journalisten so krisenfest in seinem Beruf wie gute Sprachenkenntnisse!) Journalisten berichten nun einmal vornehmlich über das, was sie gesehen und gehört haben. Der allgemein-menschliche Trieb der Neugier gehört, geschult und diszipliniert, zu den Berufstugenden des Journalisten. Stipendien für Reisen, für längere Aufenthalte im Ausland, für Austausch mit Medien-Institutionen des Auslandes sind die besten Mittel, um dem »Provinzialismus« entgegenzuwirken.

Die Erfahrungen der letzten anderthalb Jahrzehnte haben gelehrt, daß es eine Art West-Ost-Wanderung der großen politisch-kulturellen Bewegung gibt. Was gestern auf dem Campus einer kalifornischen Universität gesprochen, diskutiert, umkämpft wurde, kommt heute zu uns: die neomarxistische Rebellion, der Aufstand gegen die Umweltverschmutzung, die pentekostalische Welle, die »Bewußtseinsweiterung durch psychedelische Drogen«, die »neue Innerlichkeit«, der »konservative Trend« – manchmal abgeschwächt, manchmal modifiziert, aber in jedem Falle erkennbar und vergleichbar mit dem Urbild.

Es wäre nicht nötig, daß wir uns jedesmal neu überraschen, zuweilen überwältigen lassen. Wir könnten uns auf diese Neuheiten vorbereiten, ihnen von Anfang an einigermaßen gerüstet gegenüberreten, wenn wir sie an ihrem Entstehungsort rechtzeitig entdeckt, beobachtet und dann analysiert hätten. Dadurch könnte viel Kraft gespart und wohl auch mancher pastorale und publizistische Erfolg erzielt werden, wenn es sogleich beim Auftreten solcher Zeitströmungen bei uns einen Empfang gäbe, der klug unterscheidet, der das Gute aufnimmt und das Unzuträgliche mit einleuchtenden Argumenten zurückweist.

Dazu wäre vor allem erforderlich, daß ein »Frühwarnsystem« eingerichtet wird, das die Aufgabe des Beobachtens und Analysierens übernimmt, das sich nicht in jahrelangen Untersuchungen ergeht, sondern rasch arbeitet, auch einmal das Risiko einer Fehleinschätzung auf sich nimmt, also ohne Prestige-Komplexe auskommt. Der Aufwand, der dazu nötig ist, hält sich in engen Grenzen. Er muß winzig erscheinen, bedenkt man, daß daraus nicht nur die Publizistik, sondern auch die Seelsorge, die Bildungsarbeit, zumal die Programmplanung der katholischen Akademien, große Vorteile ziehen könnten.

Die Sozialpsychologen sagen uns, daß Vor- und Leitbilder heute wieder angenommen, ja gesucht werden. Die Zeit, da solche Begriffe verpönt waren, scheint vorüber zu sein. Dazu gehört, daß die Heiligenbilder im Begriffe sind, die Kirchenräume, aus denen man sie verdrängt hatte, wiederzuerobern.

Nun haben aber auch die katholischen Publizisten ihre Leitbilder, und sie dürfen sich guten Gewissens ihrer erinnern:

Maximilian Kolbe ist hierzulande hauptsächlich bekannt als der Priester, der sein Leben hingab, damit ein Familienvater das seine behalten könne. Wer weiß schon, daß er auch ein großer Publizist war, daß er ein riesiges Unternehmen zur Herstellung und Verbreitung kirchlicher Druckschriften aufgebaut und betrieben hat und hauptsächlich deshalb den nationalsozialistischen Besetzern unliebsam aufgefallen ist?

Auch unter den großen Gestalten des deutschen Widerstandes ist ein Publizist: der Jesuitenpater Alfred Delp, einige Jahre lang Redakteur der »Stimmen der Zeit«, bis zum letzten Augenblick seines Lebens ein Vorbild für jene christliche Haltung, die den Tod nicht sucht, ihn aber auch nicht fürchtet, die das Zeugnis für den Glauben mit einer aufrichtigen und tatkräftigen Liebe zur Welt und mit einem klaren Begriff der persönlichen Verantwortung verbindet. Es ist unbegreiflich, daß Alfred Delp weiten Kreisen unseres Volkes ein Unbekannter geblieben ist, bis auf den heutigen Tag.

Ein Besuch bei Benedetto Croce

Von Curt Hohoff

Der Kardinal von Neapel stutzte einen Augenblick, als er mir am Vormittag des 19. September 1938 die Ampulle mit dem Blut des heiligen Januarius zum Luftkuß reichte. Ich war der einzige blonde und blauäugige Mensch in der Schlange von dunkeläugigen und schwarzköpfigen Neapolitanern, die sich vor der Kommunionbank drängten, um das Wunder zu sehen. Das Blut floß in einer in der Mitte wie eine Eieruhr verengten Flasche von oben nach unten. Dann wurde die Flasche umgedreht. Der Vorgang dauerte jeweils etwa dreißig Sekunden. Hin und wieder trat der Kardinal einen Schritt zurück und hob das Sakramentale hoch in die Luft, damit alle es sehen konnten. Dann erhob sich beifälliges Gemurmel: Neapel freute sich an der Pünktlichkeit des Stadtheiligen. Das Blut sah aus wie dunkelroter Wein und floß in einem dünnen Strahl. Es wirkte längst nicht so entsetzlich auf mich wie die Zunge des heiligen Antonius von Padua, die so frisch war, als sei sie dem Prediger soeben aus dem Schlund gerissen.

»Und du glaubst daran?« entsetzte sich die schöne Marjorie drei Tage später.

»Ich wollte es sehen«, erwiderte ich, »der Glaube kommt vom Hören (ex auditu), wie Thomas von Aquin sagt, und natürlich erst recht vom Sehen.« Ich starrte auf die schöne Wölbung ihres sommerlichen Kleides.

Solche Sorgen nordischer Zweifler hatte nicht mein Freund Bertone, mein Führer in Neapel, Schwarzhändler, Strizzi und bei Gelegenheit wohl auch Zuhälter. Ohne Bertone hätte ich Neapel nie so gut kennengelernt. Er wußte, wo Benedetto Croce wohnte. Ich hielt ihn mit Zigaretten und Espresso bei Laune. Geld nahm er nicht von